



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Wissenschaftliche Thätigkeit.- Linguistik.- Das griechische Alterthum und die neue Charakteristik der Griechen.- Das indische Alterthum.- Wahlverwandschaft mit dem indischen Geiste.- Der Aufsatz über ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

in ihr bewegt. Nur aus beiden zusammen geht gutes Verwalten hervor.“¹⁾

Zimmer von Neuem lassen solche Aeußerungen den Wunsch erwachen, daß die Entfernung dieses Mannes aus der Verwaltung nur eine vorübergehende gewesen wäre. Und Einen Augenblick wirklich, hatte es den Anschein, als ob die Hoffnungen, welche die liberale Partei auf ihn zu setzen nicht aufgehört hatte, in Erfüllung gehen könnten. Hardenberg war im December 1822 in Genua gestorben. Der zu seinem Nachfolger ausersehene Herr von Boß überlebte ihn nur wenige Wochen. Da wieder, im Februar und März 1823, trat Witzleben für seinen Freund in die Schranken, und empfahl ihn dem Könige wiederholt als den Einzigen, welcher dem durch den Tod des Staatskanzlers verwaisten Posten gewachsen sei.²⁾ Seine Bemühungen jedoch schlugen fehl. Man hatte mit den Reactionscongressen von Troppau, Laybach und Verona ein politisches System fortgesetzt in welchem für einen Mann wie Humboldt kein Platz war. Dem überängstlichen Monarchen lag Alles an der Aufrechthaltung seiner friedlichen, durch die heilige Allianz bezeichneten Beziehungen zum Auslande. Schon die Rücksicht auf Oesterreich und auf Kaiser Alexander mußte die Rehabilitation des Philosophen von Tegel vereiteln. Es war ihm also vergönnt, die Rolle eines Zuschauers, eines nur wenig aufmerksamen Zuschauers fortzusetzen. Um so erwünschter für ihn, da auch ohne ihn, in der That, nach dem Tode des Staatskanzlers ein besserer Geist in der Verwaltung sich zu entwickeln begann. Nicht mit uneingeschränkter Billigung, aber auch nicht ohne Hoffnung sah er die Provinzialstände endlich in's Leben treten. Nur das Beispiel Stein's, der sich zum Landtagsmarschall für Westfalen hatte ernennen lassen, hätte er nimmer nachgeahmt. Er hatte nie den Plan oder die Neigung eines Wiedereingreifens in die öffentlichen Geschäfte gehabt: — selbst der Gedanke an die Möglichkeit dazu blieb ihm seit der Mitte der zwanziger Jahre aus dem Gesichte gerückt.³⁾

1) Ueber die Wiederherstellung der Provinzialminister, bei Dorow a. a. D. S. 15. 22. 26 und 27; vergl. an Stein vom 3. Januar 1812 bei Pertz III. 594. 595.

2) S. die Mittheilungen bei Dorow, Erlebtes III. 327 ff. und IV. 298 ff. (wiederabgedruckt bei Schlesier II. 415 ff.)

3) An Stein December 1826 u. 25. Mai 1830, bei Pertz VI. 356. u. 922.

Ganz daher besaß ihn die Wissenschaft. Er ist im Preise derselben unermüdet und stellt immer wieder die Beschäftigung mit ihr der mit den weltlichen Angelegenheiten gegenüber. Unermesslich sei das Feld des Wissens und Forschens und biete beständig neue Reize dar. Es fülle alle seine Stunden aus; er sehne sich, nur die Zahl dieser vervielfältigen zu können. Darin gehe oft Tage lang sein ganzes inneres Leben auf, höchstens flüchtige Gedanken entwende er diesen Gegenständen. Wirklich hatte selbst die Reise nach Paris und London seine Sprachstudien kaum unterbrochen, sie war ihnen im Gegentheil in mehr als Einer Beziehung förderlich gewesen. Mit der Philologie stand die Linguistik eben jetzt in Paris in höchster Blüthe. Hier lebte und wirkte noch immer Sylvestre de Sacy. Eine Reihe jüngerer Männer, zum Theil von diesem angeregt, hatte sich entdeckungslustig in den verschiedensten Richtungen auf das Studium der Sprachen und Schriften des Orients geworfen. Es schien, als ob der unruhige, eroberungs- und umwälzungsfüchtige Geist der Franzosen sich auf diesem Gebiete einen Ausweg suche. Fast Alles, was den deutschen Sprachforscher in den letzten Jahren am lebhaftesten interessirt hatte, war durch die Forschungen der Pariser Gelehrten an ihn herangebracht worden. Er fand hier Champollion, den Entzifferer der Hieroglyphen. Er durfte sich mit Abel-Rémusat, den Begründer des wissenschaftlichen Studiums des Chinesischen über den Genius dieser seltsamsten unter den Sprachen der Erde verständigen. Er konnte mit Bournouf über die Sprache, Literatur und Geschichte Indiens, mit Jaquet über die polynesischen Sprachwelt Kenntnisse und Ansichten austauschen. Schon im Jahre 1825 war er von der Pariser Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zum auswärtigen Mitgliede ernannt worden. Er trug jetzt, während seines Pariser Aufenthalts, im Institut selbst eine sprachvergleichende Abhandlung vor. Auch London war ein Stapelplatz gelehrter Sprachforschung. Seit unter Warren Hastings's Protectorat die asiatische Societät ihre Laufbahn begonnen hatte, war sie ununterbrochen um die Aufhellung der Wunder und Räthsel des orientalischen Geistes bemüht gewesen. Mit dieser Societät gleichfalls stand der deutsche Sprachphilosoph in Verbindung. Ihren Mittheilungen zum großen Theil verdankte er das Material, das ihn zur Abfassung seines letzten großen Werkes befähigte. Auch ihr hin-

terließ er bei seinem jetzigen Besuche ein Gastgeschenk. In London selbst entstand das am 14. Juni in der Societät vorgelesene Schreiben an Alexander Johnston, in welchem er die elementarsten Grundsätze der Sprachvergleichung und Sprachphilosophie den Engländern zu dolmetschen versucht.

Bei aller Concentration indeß, womit sich Humboldt dem Sprachstudium widmete, schloß ihn dasselbe von anderen wissenschaftlichen Interessen nicht aus. Es lag in der Natur dieses Studiums, und der ihm eigenthümlichen Auffassung desselben, daß es ihn mit Philosophie und Geschichte in beständigem Zusammenhang erhielt. Ohne Sprung versetzte er sich von der Untersuchung fremder Alphabete, von der Zergliederung grammatischer Formen und von der Entzifferung unformlicher Schriftzüge in die Betrachtung des innersten Wesens des menschlichen Geistes und in die Anschauung der Anfänge aller Geschichte. Er konnte gelegentlich sagen, daß er sich nur mit Ideen beschäftige, und ein andermal wieder, daß es „eigentlich das Alterthum sei, was sein wahres Studium ausmache.“

Am wenigsten, natürlich, hatte er die Griechen vergessen. Griff doch in seiner Schrift über die Urbewohner Hispaniens auch äußerlich die klassische Philologie und die Linguistik auf's Innigste ineinander, Wieder correspondirte er über Titel und Thema dieser Schrift mit Wolf.¹⁾ Denn mit der lebenswürdigsten Treue hielt er an dem Rest eines Verhältnisses fest, an welches auch der Andere, bei allem sonstigen Zerwürfniß mit Welt und Menschen, wie an ein Letztes sich anklammerte. Bis zu jener traurigen Reise nach Marseille, im Jahre 1824, von welcher Wolf nicht wieder zurückkehren sollte, dauerte die Communication zwischen den Beiden, stockend zwar und träge, aber im Ganzen doch ununterbrochen fort. Die Philologie bildete das leitende Medium. Bald mußte Wolf eine philologische Notiz geben, bald eine Inschrift für das in Tegel entstehende Antikencabinet liefern. Wolf ging mit dem Plan der Ausarbeitung einer griechischen Grammatik um: er fand bei dem Freunde die lebhafteste Theilnahme dafür. Zusendungen herüber und hinüber gaben mannigfachen Anlaß zu schriftlicher wie mündlicher Mittheilung.

1) S. die Nummern XC. u. XCIII. bis XCV. der Briefe an Wolf im 5. Bde. der G. W. Natürlich ist die Stellung der letztbezeichneten Briefnummern zu ändern.

Ja, eine dieser Mittheilungen, und gerade die späteste, versetzt uns noch einmal in die Blüthezeit dieses Briefwechsels. Es ist ein Brief Humboldt's aus dem Jahre 1823. Er enthält, ausführlich wie ehemals, ein Urtheil über den Charakter des Aristophanes und über das Wesen des Komischen. Der Ton ist wie er in den neunziger Jahren war, nur das Urtheil selbst erscheint reifer und zuversichtlicher.

Daß jedoch auch nach Wolf's Tode das griechische Alterthum unserem Sprachforscher stets in Sicht blieb, davon legen am meisten seine linguistischen Abhandlungen selbst durch zahlreiche Citate, Beziehungen und Ausführungen Zeugniß ab. Noch in der Einleitung zur Kawi-Sprache stößt die Erörterung über das allgemeine Wesen der Sprache immer wieder ungesucht an diesem Thema an. Man kann nicht sagen, daß der Verfasser von seinem eigentlichen Gegenstand abschweife, wenn er jetzt den Aristophanes oder den Aristoteles, jetzt den hellenischen Geist überhaupt charakterisirt. Es scheinen nur von selbst sich einstellende Reminiscenzen früherer Beschäftigung mit diesen Dingen zu sein; man wird wiederholt, in sogar wörtlichen Anklängen, an Stellen des ehemaligen Briefwechsels mit Wolf und mit Schiller erinnert; zugleich jedoch verhält es sich mit allen diesen Excursen wie es sich schon mit der späteren Redaction der Agamemnon-Übersetzung verhielt: sie stehen ganz und gar in dem allgemeinen Elemente und unter dem Einfluß der Sprachbetrachtung. Oftmals hatte in früheren Tagen Humboldt zu einer „Charakteristik der Griechen“ angesetzt: immer war er gescheitert, niemals hatte er sie zum Abschluß bringen können. Wie anders jetzt! Unverlierbar besitzt er nunmehr das magische Wort, vor dem sich das Wesen des griechischen Alterthums erschließen muß: in der Sprache hat er den Punkt gefunden, von dem aus er ohne Schwierigkeit alle Seiten des hellenischen Charakters zu übersehen und sie abzuleiten im Stande ist. Mehr noch. Er würde jetzt ebensowenig in Verlegenheit sein, irgend eine andere Geistesrichtung, irgend eine andere Nationalität, irgend ein anderes Zeitalter zu charakterisiren. Jede erschöpfende Charakterzeichnung nämlich — so exponirt und so löst er nun die Aufgabe — muß von den äußeren Erweisungen auf das innere Sein, auf die eminente Ursache der Lebensthätigkeit des zu schildernden Volkes oder Zeitalters zurückgehen. Dieser Endpunkt alles menschlichen Seins und Wirkens liegt in der Art und dem Grade,

wonach der Mensch die Wirklichkeit mit sich in Beziehung setzt; der Exponent seines Wesens und seines Werthes wird entdeckt, sobald sich darstellen läßt, wie tief und auf welche Weise er in die „Wirklichkeit Wurzel schlägt.“ Dies ursprünglich Charakteristische zu erfassen ist nun aber nichts so geeignet als die Sprache. Denn die Sprache ist es, welche den Menschen „bis auf den ihm erreichbaren Punkt intellectualisirt“ und immer mehr der dunklen Region der unentwickelten Empfindung entzieht. Dadurch geschieht es, daß die Sprachen einen bestimmten Charakter empfangen; daran liegt es, daß an diesem der Charakter der Nation besser und heller, als an den Sitten, Gewohnheiten und Thaten desselben erkannt werden kann.¹⁾ Nur die Sprache ist es, mit deren Formen und Klängen immer unmittelbar zugleich das Gefühl dem Hörer überliefert wird, daß sie aus einem geistigen Grunde aufsteigt, der durch sie selbst noch nicht völlig erschöpft ist; nur die Sprache nöthigt, indem sie aus dem Tiefsten im Menschen hervorgeht, dies Tiefste aus der eigenen Individualität zu ergänzen; nur sie treibt den empfänglichen Sinn zum Zurückgehen bis auf „das Treibende und Stimmende in der Seele“ an, als zu demjenigen, worin sich allererst die Individualität des Redenden vollendet.

Und die Griechen sofort werden zur Erläuterung dieser Auseinandersetzungen herbeigezogen, die Griechen sofort mittelst dieses durch die Sprache gewonnenen Kanons aller Charakteristik zu schildern versucht. Ihre Richtung war ursprünglich eine innere und intellectuelle. Ihr Sinn ging nicht sowohl auf dasjenige hin, wofür die Dinge im Gebrauche der Wirklichkeit gelten, als auf dasjenige, was sie sind und wie sie erscheinen. Fast jede ihrer äußeren Gestaltungen erinnert — oft mit Gefährdung und selbst wahrem Nachtheil der practischen Tauglichkeit — an eine innere. Eben darum gingen sie in allen geistigen Thätigkeiten auf die Auffassung und Darstellung des Charakters aus. Des Charakters, nicht blos des Charakteristischen. Denn nur durch das vollendete Eindringen in die Anschauung, in das Ganze der individuellen Erscheinung that sich das starke Gefühl ihrer eigenen Individualität Genüge. So kam es,

1) Einleitung zur Kawi-Sprache S. 212. 204. Vergl. oben Viertes Buch, Erste Hälfte, Abschnitt 4 No. 6.

daß sie durch ihre Intellectualität in die ganze lebendige Mannigfaltigkeit der Sinnenwelt, und von dieser, „da sie in ihr doch etwas, das nur der Idee angehören kann, suchten, wieder zur Intellectualität zurückgebrängt wurden. Die Richtung auf den wahren individuellen Charakter mithin zog sie immer zugleich zu dem Idealischen, zu dem Streben hin, „das Individuelle als Beschränkung zu vernichten, und nur als leise Grenze bestimmter Gestaltung zu erhalten.“ Daher der ästhetische Typus der Hellenen. Daher die Vollendung hellenischer Kunst. Sie ist Nachbildung der wirklichen Natur, aber Nachbildung aus dem Mittelpunkte des lebendigen Organismus jedes Gegenstandes. Sie gelang den Griechen durch die Verbindung der vollständigsten Durchschauung des Wirklichen mit dem Streben nach höchster Einheit des Ideals.¹⁾

Vielleicht nun gewinnt derjenige, der das Gefühl des Wesens der Sprache nie in sich rege gemacht hat, derjenige, der ohne Sinn für jenes „Stimmende und Treibende in der Seele“ ist, dieser Humboldt'schen Charakteristik des griechischen Nationaltypus kaum das Verständniß ab. Vielleicht auch haben wir, indem wir nur die Spitzen der Schilderung abschöpften, ihrer Greiflichkeit und Anschaulichkeit noch mehr entzogen. Vielleicht endlich verlangt selbst derjenige, der sich vollkommen in den Augenpunkt Humboldt's hineinzu stellen vermag, eine reichere Füllung des Bildes und will sich am wenigsten diejenigen Züge zur Ergänzung desselben nehmen lassen, die aus den Sitten und Thaten, aus dem häuslichen und Staatsleben des Volkes zu gewinnen sind. Um so gewisser ist diese Charakteristik charakteristisch für den, der sie entworfen hat; um so gewisser zeigt sie, wie zusammenhängend alle seine Anschauungen, wie in sich nach allen Punkten hin geschlossen das System seines Geistes geworden ist. Denn wie er die Griechen charakterisirt, so ist er selbst. Sein eignes wissenschaftliches Verfahren ist von demselben Streben beherrscht und von einem nahezu ähnlichen Erfolge begleitet, wie dasjenige, das er als das beständige und allgemeine Verfahren der Griechen bezeichnet. Wie diese nach seiner Darstellung alle Wirklichkeit behandelten, so behandelt er die Wirklichkeit der Sprache. Es wäre leicht, seine sprachwissenschaftliche Methode unter dieselbe Formel zu bringen, die

1) Einleitung zur Kawi-Sprache S. 215 ff.

er für die Eigenthümlichkeit und die geistige Methode der Griechen aufstellt. Seine Charakteristik der Griechen ist durch seine Vertiefung in die Sprache bedingt. Seine Sprachphilosophie verräth einen durch die Vertiefung in den griechischen Geist genährten und geschulten Sinn. Beides begegnet und durchdringt sich und schlingt sich wie im Kreise zusammen.

In der That, wenn er in etwas von der Form des griechischen Geistes sich entfernte, wenn die Gleichung zwischen seinem Griechenthum und seiner Sprachwissenschaft nicht vollkommen ist, so ist es nur um soviel, als er selbst den griechischen von dem deutschen Geiste für unterschieden erklärt. Während jener die äußere Anschauung, so sei, sagt er, dieser vorzugsweise die innere Empfindung zu idealisiren geneigt. Und gerade diese Seite seines Wesens ließ ihn, in ziemlich späten Tagen, noch an ein anderes Alterthum, als das griechische, noch an einen anderen Nationalcharakter als den griechischen mit jugendlicher Begeisterung sich anschmiegen. Die Sprachwissenschaft führte ihn zu den Griechen zurück: sie allererst führte ihn zu den Bewohnern des Ganges thals hin und machte diese in seinem Alter zu Rivalen des Volkes seiner Jugendliebe.

Es war im Jahre 1824, als er, — tief bereits in die Kenntniß des Sanskrit und sanskritischer Werke eingeweiht — bei einem Aufenthalt in Ottomachau an die Lectüre der Bhagavad-Gita, jener didaktischen Episode des großen indischen Epos Maha-Bharata gerieth. Schon der Genuß des Alterthums an sich, der sich ihm hier, im Indischen, von einer neuen Seite erschloß, hatte einen unendlichen Reiz für ihn. Und nun war hier, so wollte ihn dünken, wenn nicht mehr als Homer, so doch mehr als Parmenides und Empedokles. Es sei dies Gedicht, schrieb er an Gutz, wohl das Tieffste und Erhabenste, was die Welt aufzuweisen habe. Sein beständiges Gefühl bei der Lectüre sei Dank gegen das Geschick gewesen, daß es ihn habe leben lassen, dies Werk noch kennen zu lernen — ein Werk, das er um Alles nicht hätte ungekannt zurücklassen mögen.¹⁾ Und wieder machte sich der Trieb innigen Eindringens in eine neue Erscheinung in derselben Weise geltend, wie einst den

1) An Gutz 21. Mai 1827 und 1. März 1828 in Gutz' Schriften von Schlesier V. 291 und 300.

Chören der Tragiker und den Hymnen des Pindar gegenüber. Uebersetzend und darstellend suchte er Geist und Form der Lehre Krishna's sich völlig zu eigen zu machen. Halb im Auszuge, halb in metrischer Nachbildung war er beflissen, die Anschauung der indischen Dichtung Zug um Zug wiederzugeben, um auf dieser Grundlage alsdann den philosophischen sowohl wie den dichterischen Werth derselben zu charakterisiren. Die Arbeit — die er dann in zwei Sitzungen der Berliner Akademie vortrug — gelang ihm vortreflich.¹⁾ Sie ist ein Muster klarer, vollständiger und treuer Darstellung und würde ebenso ein Muster reiner Beurtheilung geworden sein, wenn nicht die historischen Data zu dieser Beurtheilung noch allzu lückenhaft gewesen wären. Wie damals die Kenntniß indischer Literatur beschaffen war, so konnte es nicht fehlen, daß die sympathetische Stimmung, die ihn zu liebevoller Reproduction des Gedichts befähigte, ihn die philosophische Absichtlichkeit in der Composition desselben übersehen, den dichterischen Charakter desselben überschätzen ließ. Sollte nicht derjenige, der die obersten Principien der Kant'schen Moralphilosophie als unumstößlich ansah, mit freudigem Staunen eine Stimme aus grauer Vorzeit vernehmen, die die Erfüllung der Pflicht um der Pflicht willen auf's Nachdrücklichste einschärfte, und die noch für das völlige Aufgeben der Selbstheit von der Voraussetzung der sittlichen Freiheit ausging? Sollte derjenige, der aus vielzerstreuender Thätigkeit nur mit doppelter Sehnsucht nach dem Leben in Ideen zur Wissenschaft zurückgekehrt war, ein System nicht begierig in sich aufnehmen, dessen Grundlage reine Intellectualität war und welches die Erkenntniß an die Spitze aller menschlichen Bestrebungen stellte? Hatte er nicht vor Jahren selbst gedichtet, daß Gedeihn nur aus des Busens Tiefe ströme, daß Schmerz nicht immer Unglück, Freude nicht immer Glück sei? Sollten ihn die verwandten Klänge uralter Weisheit nicht mächtig ergreifen:

„Wer immer in des Selbsts Gleichheit dasselbe schauet, Ardschunas,
Wenn er empfindet Lust, wenn Schmerz, am tiefsten der vertieft ist?“

1) Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Maha-Bharata; aus den Abhandlungen der Akademie vom Jahre 1825 — 1826 übergegangen in die G. W. I. 26 ff. Eine andre, ziemlich gleichzeitig entstandne rein linguistische Arbeit über die Bhagavad-Gita haben wir bereits oben (S. 444. Anmerkung) citirt.

War es nicht seine eigenste Gesinnung und seine eigenste Praxis, daß das Handeln, wie der Gott Krishna auseinandersetzt, den Geist fessle, und daß es daher gelte, dieser Fesseln sich zu entschlagen und im Handeln eigentlich nicht zu handeln? Drehte sich nicht auch seine Philosophie, wie diese indische, um die Scheidung des Endlichen vom Unendlichen, um das Bestreben der Wiedervereinigung Beider, um die Herstellung des Einklanges zwischen dem Einzelgeist und dem Geist des Alls? Hatte er nicht frühzeitig neben der individuellen Kraft die Bildung und das Streben nach innerem Gleichgewicht gepriesen? Durfte er nicht den Mangel dieses Zwiefachen in der Schilderung der „Dunklen“ und der „Irdischen“ wiedererkennen, sich selbst aber zu denen zählen, welche der Dichter als die „Wesenhaften“ bezeichnet?

Und wie der philosophische Gehalt der Yoga-Lehre ihn ansprach, wie er ebendeshalb ein wenig Kant in dieselbe hineinlas und dann wieder seinen Kantianismus ein wenig nach ihr umstimmte: was Wunder, wenn ihn ebenso die lebendige Verbindung fesselte, in welcher hier Dichtung und Philosophie erschien? Was ihn einst in den Kunstdichtungen seines Schiller so mächtig ergriffen hatte, das trat ihm hier als Naturdichtung entgegen. Er stand nicht an, das seltsame Werk für das echteste und vollendetste Muster der didaktischen Gattung zu erklären. Blind zwar war er bei alle dem weder gegen die Geschmacklosigkeiten der Dichtung, noch gegen die Excentricitäten der vorgetragenen Lehre. Sein Entzücken über die Erhabenheiten jener und über den Tieffinn dieser ruhte auf zu klarem Grunde als daß er in den Fehler der Novalis und Windischmann, in jene von Göthe mit Recht verspottete Indomanie der Romantiker hätte verfallen sollen. Er vergaß nicht, die Abgeschmacktheiten und Ueberschwenglichkeiten leise hervorzuheben, welche die poetischen wie die religiösen Vorstellungen der Bhagavad-Gita charakterisiren. Er sprach niemals von den Indern mit jener rückhaltslosen Bewunderung wie von den Griechen, ja ausdrücklich rügte er an ihnen den Hang zu nihilistischer Grübelelei und zu abenteuerlichem Mysticismus.¹⁾ Aber demungeachtet war die Beschäftigung mit jener indischen Dichtung ein

1) S. z. B. Ueber die unter dem Namen ic. a. a. D. S. 72 und Einleitung zur Kawi-Sprache S. 100. 101.

süßes Gift für seine geistige Constitution. Einen stärkeren Einfluß als auf sein Urtheil übte dieselbe auf die allgemeine Stimmung seines Gemüths. Es war derselbe Einfluß, den auf die meditative Anlage der Inder der Glanz eines wolkenlosen Himmels und die schweigende Nacht der Wälder ausgeübt hatte. Von Natur war sein Geist dem indischen wahlverwandt. An Feinheit, an Unterscheidungs- und Abstractionskraft war sein Verstand wie der Verstand derjenigen, die lange vor dem Aristoteles die ältesten Systeme der Logik geschaffen und welche zuerst in der Grammatik den Formen und Gesetzen der Sprache nachgespürt hatten. Es lag in ihm dieselbe Neigung zu einsamem Nachdenken, zur Einkehr in die Innerlichkeit und zur Abwendung von praktischer Thätigkeit, welche allmählig die Helden des Ramahana und Maha-Bharata zu Büßern, Vetern und Träumern gemacht hatte. Aus den Klängen daher der indischen Dichtung wölbte sich über seinem Haupte der indische Himmel zusammen, und unvermerkt schmeichelten sich ihm die Anschauungen ihrer Vertiefungs- und Entfagungslehre in die Seele. Wie Musik wiegten ihn die Verse der Bhagavad-Gita ein; er fühlte jenen weltabgewandten Gleichmuth und Frieden in sich wachsen, der aus jeder Zeile in derselben athmet. Ausdrücklich sprach er es aus, daß er den „Vertieften,“ von denen dort die Rede ist, so unähnlich nicht sei, und mit Vorliebe brauchte er von nun an für die Schilderung seiner eignen inneren Zustände Ausdrücke und Wendungen, die den Worten Krishna's an Ardschunas entlehnt waren.

War er aber wirklich solch' ein Vertiefter, so konnte er selbst in der Beschäftigung mit der Wissenschaft mit Nichten ein Letztes erblicken. Auch das, so schrieb er an Geng, gehe nur nebenher, und sei nicht das eigentliche Ziel. In sich und in Ideen reifer zu werden, um „durch Ideen aus dem Leben herauszureisen,“ — das war das Ziel. Noch weniger als an seiner ehemaligen politischen reizte ihn an seiner wissenschaftlichen Thätigkeit der Ruhm. Nur gelegentlich und auf äußere Veranlassung theilte er dem Publicum von den Früchten seiner Studien und seines Nachdenkens mit. Er liebte die Wissenschaft um ihrer und um seiner selbst willen; er liebte sie, weil sie ihn in der Bahn der Ideen fortrücken machte, und er liebte die Ideen nicht zum wenigsten deshalb, weil sie ihn in das Gebiet der tiefsten Gefühle versetzten. Für dies individuelle Gefühlsleben aber